

Traum in der Dämmerung

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **13 (1945)**

Heft 6

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Traum in der Dämmerung

Schön ist der Sommerabend, wenn nach heißem Tag und vielem Trubel der Stadt man sich aufmacht, höher zu steigen in die Einsamkeit des Waldes, vorbei an den blühenden Feldern, wo das Korn steht, reif zur Ernte, durchblutet von lauter kleinen roten Tropfen des Mohns. Hoch fliegen die Vögel, sichere Gedanken Gottes, jubilieren dort oben und lassen uns Menschenkinder aufhorchen, wie unbeschwert sicher alles ist in der Natur. Nur Du, armer Wanderer mit Deiner ungestillten Sehnsucht im Herzen, mit Deinem unausgesprochenen Hunger nach Erleben, nach Liebe, nach Umarmung, Du gehst den einsamen Weg durch all diese Herrlichkeit und kannst nicht singen, nicht jubilieren wie alle die vielen kleinen Vögelein. Du Mensch, Du! Du Erstgeborener aller Kreatur, steige aufwärts in Deinen Erkenntnissen und sei Deiner selbst sicher! Bringe die Gedanken, die Du als Sünde empfindest hinein in diese Entfaltung aller Natur und sei sicher, daß Du sein darfst wie Du bist. Passe Dich den Schwingungen an in der Natur, höre dem leisen Wind seine Melodie der Liebe ab, den Vögeln ihr Gezitscher. Betrachte die aufgetane Herrlichkeit der Blumen, atme die Süße ihres Duftes, und Du erkennst: alles dient Eros — warum nicht auch Du selbst! Stelle Dich mitten unter sie und sei nicht verzagt, sondern so sicher wie alle andere Kreatur! Strahle Dein Verlangen aus und Du wirst ihre heitere Ruhe finden, Freude in der Erwartung, daß sich etwas ereignen wird, ereignen muß — und Du wirst es erleben.

So sind meine Gedanken, so mein Erwarten auf meiner einsamen Wanderung durch die schönen Felder, hinauf in den Wald, zu den großen stillen Beobachtern, den Tannen, die ihre Schatten liebevoll ausbreiten auf bereit gemachte Betten der Natur; so wandere ich, so lege ich mich nieder, breite meine Arme aus, schließe meine Augen und warte — denn ich weiß sicher, mein leiser Ruf wird weiter getragen vom Wind, vom Schatten der Bäume, selbst vom kleinen Goldkäfer, der eben über meine Hand läuft und von den vielen kleinen fleißigen Ameisen rings herum. Schlaf kommt über mich, beruhigt meine tobenden, heißen Gedanken — wie lieb bist Du Natur, Gott, Stille —.

Ein kleiner Hund weckt mich; er hat meine Hand geleckert, begrüßt mich als alten Bekannten. Ich habe ihn zwar noch nie gesehen, er kennt mich sicher auch nicht, aber er sieht in mir den einen immer gleichen Menschen, den Freund. „Wie lieb bist Du, kleiner Hund“, sage ich zu ihm. Dann läuft er schnell wieder weg von mir, zurück den Weg, bellt, sagt irgend wem, den ich noch nicht sehen kann, wahrscheinlich viel über mich; der, den ich noch nicht sehen kann, versteht ihn genau so wenig wie ich. Was wissen wir von der Sprache der Tiere — und doch ahnen wir, daß in ihren Lauten auch Leid und Lust der Kreatur den Weg zu unserem Herzen sucht. —

„Grüß Gott“, sagt da irgend wer zu mir — ein fremder, dunkler, großer Mann. Ich sehe ihn, ich sehe durch ihn hindurch, ich weiß: Du bist es. Den Gruß erwidere ich, verschämt fast, denn der Mann dort kann ja gar nicht wissen, was in mir vorgeht, darf es auch nicht wissen. Lächerlich ist es, wie ich ihn ansehe, und lächerlich bleibt es, wie er jetzt im Weitergehen zögert, sich nach mir umschaute und dann sagt: „Sie haben ein feines, schattiges Plätzchen für sich gefunden — darf ich mich zu Ihnen setzen?“ Ich bleibe liegen. Meine Arme habe ich weit von mir ausgestreckt, meine Beine übereinander geschlagen. Lieber Gott — der große Wald — die große Stille — nur der leise feine Wind, die unzähligen, geschäftigen Ameisen — sieh, da schleppt gerade eine ganze kleine Gesellschaft einen überwältigten Käfer in ihren Bau — alles ist in mir beschäftigt — — und ich habe noch nicht geantwortet, weil mir das Herz bis zum Hals hinauf schlägt, und weil ich rot werde und dann wieder fühle, wie blaß ich jetzt sein muß. Der große, dunkle Mann hat meine Antwort gar nicht abgewartet, auch er sagt nichts mehr. Er wirft nur seinem Hund einen Tannenzapfen weit weg und der Kleine jagt danach. Dann schaut mich der Mann wieder an und ich lächle ermutigt, denn plötzlich weiß ich, daß ich alles sagen darf, alles wagen darf und ich weiß auch, daß die Stille der Natur sich als mein Zeuge mir zur Seite stellt, daß diese Stille allen dunklen Tannen noch mehr von ihrem Schatten fordert, daß ich jetzt frei sein kann aller Fesseln, daß ich jetzt tun muß, was ich vorher mir erhoffte und erbat. Ich schaue ihn an — und er versteht mich.

Er ist eine schöne, starke Erscheinung; das weiße Hemd steht offen bis hinunter zum Gürtel an der grauen Leinenhose. Die Hände um seine Kniee gefaltet, sitzt er neben mir. Sein Blick ruht auf mir, geht auf und ab an mir. Ich weiß, was er denkt; ich weiß, daß ich dasselbe denke. Nun legt er sich mir ganz nahe zur Seite. Seine Hand streichelt mein Haar, mein Ohr, meine Wange und ebenso legt sich meine Hand auf seine Brust. Und dann weiß ich nichts mehr, nichts mehr von ihm, von mir — ich weiß nur noch, daß Natur mich besitzt, mich küßt, mich liebt, mit mir stöhnt vor Wonne!

Wie einfach ist dies alles, wie wahr ist dies alles, wie leicht ist dies alles, wie schwer ist dies alles...! Wir richten uns auf, wir lächeln uns wieder an, wir grüßen wieder einander, wir entfremden uns wieder. Ich breite wieder meine Arme aus. Meine Beine sind wieder übereinander geschlagen, nur mein Herz schlägt noch immer heftiger als sonst. „Grüß Gott“, sagen wir zueinander, „Grüß Gott, Du —“ sage ich sogar — und dann geht er weiter seinen Weg, ich den meinen zurück und im Wald weht der leise Wind wie vorher. Nur die Dämmerung ist größer geworden; schwärzer wachsen die Schatten, und das Traurigste von allem — ich habe nur geträumt. —

Hanns aus Bern.



Photo: Dr. Wolff